

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50

Inhalt

Literatur-Berichte

(Beiblatt)

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR VOLKS-ERZIEHUNG

OMNIA SPONTE FLUANT ABSIT VIOLENTIA REBUS

SCHRIFTLEITUNG: FERD· JAK· SCHMIDT
HOHENZOLLERNDAMM 55 BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 11 — Februar 1919 — Heft 1

Die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung erscheinen Mitte Februar, April, Juni, Oktober und Dezember. Die Mitglieder erhalten die Blätter gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 4. Einzelne Hefte M. 1,50.

E. M. ARNDT, ITALIEN UND DEUTSCHLAND[1]
EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER STAATSGESINNUNG UND DES NATIONALGEFÜHLS

Von Dr. Wilh. Steffens-Wilmersdorf

Eine der bittersten Erfahrungen ist es für das deutsche Volk gewesen, daß viel schöne, freundschaftliche Gesinnung, die es anderen Nationen entgegengebracht hat, zurückgestoßen worden ist: Wohltat ist mit Undank erwidert, Bundesbande sind zerrissen worden, segensreiche Beziehungen der Friedenszeit haben die schwere Belastungsprobe des Krieges nicht ausgehalten. Eine Unmenge von Enttäuschungen, die gerade wir schmerzlich empfunden haben, die wir so gern von Gefühlen uns bestimmen lassen und wie selbstverständlich die gleichen bei anderen voraussetzen. Aber unter diesen Ereignissen ist wohl keines unserer Denkart so unverständlich und so verächtlich erschienen wie die ganze Haltung im Anfang und schließlich der Treubruch Italiens.

Die Sehnsucht nach diesem schönen Lande liegt dem Deutschen nun einmal seit den ältesten Zeiten seiner Geschichte im Blute. Welche Fülle historischer Erinnerungen, stolzer und wehmütiger, ist für uns damit verknüpft! Unzählige Scharen Deutscher sind nach Italien gezogen, unter ihnen die Größten unseres Volkes. Nicht nur kriegerischer Art sind diese Erinnerungen; viel bedeutsamer, viel inniger sind die, welche sich an geistige und künstlerische Beziehungen knüpfen. Seit Winkelmanns und Goethes Zeiten sind unsere Forscher und Künstler nach dem Lande ihrer Sehnsucht gepilgert und haben Natur und Kunst und Geschichte Italiens erforscht und in Jubelhymnen verherrlicht. Mit rohem Zugreifen haben die Italiener von heute dieses alte Kulturband zerrissen.

[1] Dieser Aufsatz ist bald nach dem Bruche Italiens mit Österreich entstanden, dann liegen geblieben, da der Verfasser ins Feld zog, und jetzt vollendet.

Aber nicht nur Kunst und Natur Italiens sind Gegenstand des Studiums und liebevoller Darstellungen deutscher Männer gewesen, sondern auch das Volk selbst und sein politisches Schicksal. Ein Beispiel hierfür bietet E. M. Arndt, „der Deutscheste der Deutschen". In vielen seiner Schriften von den Anfängen seiner literarischen Tätigkeit an bis zu seinem letzten großen politischen Werke hat er das Schicksal Italiens in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen.

Auch Arndt ist „in Arkadien" gewesen. — Es war im Jahre 1798[1]. Arndts innere Entwicklung war auf einem toten Punkte angelangt. Der 28 jährige hatte sich in harten Kämpfen gegen das „heiße Arndtblut" physisch und seelisch rein erhalten; er verfügte über einen reichen Schatz von Kenntnissen, die er sich auf der Universität und durch eigenes Arbeiten erworben hatte. Aber sie wurden ihm nicht lebendig, waren ihm kein Wegweiser für die wichtigste Aufgabe, die er sich in heißem Ringen stellte, eine eigene, seinem Wesen entsprechende sittliche Lebens- und Weltanschauung sich zu schaffen. Was er wollte, ahnte er nur dunkel: eine freie, gefestigte Persönlichkeit werden; nur was er nicht wollte, war ihm klar: Pfarrer werden und sich in die seinem Ideal widersprechenden Zustände der Heimat hineinzwängen lassen. Da riß er sich in kühnem Entschluß los. Auf einer großen Reise wollte er „die Wissenschaft durch das Leben aufklären, Länder und Menschen und Völker betrachten." Sie führte ihn vom Frühjahr 1798 bis Herbst 1799 durch Süddeutschland, Oesterreich und Ungarn, Oberitalien nach Frankreich; dann über die Rheinlande nach Pommern zurück. Diese Wanderung hat ihm gegeben, was er von ihr erhofft hatte. Ihre Bedeutung für seine Entwicklung hat er später dahin zusammengefaßt: „Das war ein Einfall von Gott; denn ohne sie wäre ich vielleicht nie ein Mann geworden. Sie hat mir zuerst Freiheit und Klarheit gegeben und jenen Mut, der nicht mehr kindisch vor dem Bösen zittert, weil er des Guten ewig gewiß ist." Dieses Ergebnis hat er sich selbst errungen, indem er alles, was ihm entgegentrat, scharf beobachtete und zu verstehen suchte, alle Eindrücke in sich verarbeitete, alles, was mit den Strebungen seines Geistes und seiner Seele in Einklang stand, sich aneignete und das Wesensfremde entschlossen abstieß. Diesen Prozeß erkennt man deutlich aus der auf Tagebüchern beruhenden Beschreibung der Reise, die noch heute den Leser außerordentlich zu fesseln vermag[2].

Am 22. September 1798 begrüßte Arndt von der Höhe bei Optschima, eine Stunde von Triest, das Adriatische Meer. Es war eine Zeit voll Unruhe und stürmischer Bewegung. Am Abend wird in seiner Gasthausgesellschaft über Nelsons Sieg bei Abukir politisiert. Italien stand gänzlich unter dem Zeichen der französischen Herrschaft und der revolutionären Propaganda. Throne wankten und stürzten, Verfassungen wechselten; verhältnismäßig am ruhigsten war es noch in Toskana. Dorthin lenkte Arndt deshalb seine Schritte. Zunächst ging es nach Venedig, wo er fast am selben Tage wie 12 Jahre vorher Goethe anlangte (27. September). Von dort wandte er sich, da in der Lombardei die besten Kunstschätze von den Franzosen weggeschleppt worden waren, über Ferrara, wo er mit Wehmut des goldenen Zeitalters Ariosts und Tassos gedachte, über Bologna nach Florenz;

---

[1] Vgl. das Lebensbild Arndts in m. Arndtausgabe, Goldene Klassiker-Bibliothek (1913) Bd. 1 und Müsebecks treffliche Arndtbiographie Bd. 1 (1914). [2] E. M. Arndts Reisen durch einen Teil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in d. J. 1798 und 1799 (zuerst in einzelnen Teilen, dann 1804 zusammengefaßt) Bd. 2, 3.

am 16. Oktober traf er dort ein und blieb nun fast 5 Monate, alles, was Stadt und Umgebung ihm Sehenswürdiges bot, mit Eifer erforschend. Um Weihnachten machte er eine Reise über Modena, Mantua, Brescia, Mailand, Pavia nach Turin und zurück über Alessandria, Tortona, Piacenza und Parma nach Florenz. Aber diese Gegenden sah er nur „wie auf der Flucht". Es war die Zeit, als der König von Sardinien aus seinen piemontesischen Staaten abdankte. Jeder Fremde wurde als Spion angesehen, und keiner durfte in einer Stadt länger als 2 bis 3 Tage verweilen. Die drohende Kriegesgefahr zwang Arndt denn auch, seinen Aufenthalt in Florenz abzukürzen und den Plan, über Rom nach Neapel zu gehen, ganz aufzugeben. So besuchte er nur noch Livorno, Pisa und Lucca und begab sich dann am 8. März über Lerici nach Genua und von da am 20. nach Nizza auf französischen Boden, wo er eine segensreiche Verwirklichung der Gedanken Rousseaus, ein freies, glückliches Volk im freien, starken Staate zu finden hoffte, freilich nur zu bald schmerzlich enttäuscht wurde.

Worauf waren nun Arndts Blicke in Italien vor allem gerichtet? Als Bauernsohn, als Kind der Natur empfand er natürlich stark den Reiz der italienischen Landschaft; er wird nicht müde, ihre mannigfach wechselnden Schönheiten zu preisen. Der Garten Boboli in Florenz z. B. ist sein „Liebling, worin er so manche frohe Stunden geträumt und verspielt" hat. Aber zuweilen packt ihn mächtig die Sehnsucht nach dem heimatlichen Landschaftsbilde, das seinem Herzen doch näher steht.

Und die Kunst? Arndt hatte sich auf das, was seiner in Italien wartete, gründlich vorbereitet; er brachte auch außer dem aus Büchern erarbeiteten Verständnis das Wichtigste mit: ein warmes Gefühl für wahre Schönheit. Er bewundert und preist die herrlichen Kunstschätze. „O Venus von Medici," schreibt er rückblickend, „welche schönen Tage waren das, als ich allein mich von dem Aufseher einschließen ließ, um deine Gottheit anzubeten!" — Wo er Kunstschulen und Akademien antrifft, wie in Bologna und Florenz, drängt sich ihm der Vergleich mit der früheren Zeit auf, und schmerzlich empfindet er den Verfall. Arndt erklärte sich durchaus für die Freiheit der Kunst und gegen die Reglementierung. Wohl rühmte er Leopold, der das Gebäude und die Fonds für die Künstlerschule geschaffen; aber er fügte hinzu: „Könnte der alte Geist auch so gerufen werden, so wäre es schön; aber die Italiener haben den alten Stolz auf das Genie und auf die Kunst verloren." Immerhin räumte er einen Nutzen ein: lasse sich auch der Geist, wenn er nicht in der ganzen Zeit lebe, nicht durch irgend eine Manipulation schaffen, so könnten doch solche Anstalten wenigstens mancherlei erhalten, was sonst verloren gehen würde.

Aber das Wichtigste war ihm die Kunst überhaupt nicht; nicht absolut und nicht für sein eigenes Leben. Im allgemeinen verweilt er in seiner Darstellung zwar nur bei den Werken, deren Anblick ihm selbst das Herz bewegt hatte; denn es ist ihm „süß, von dem zu reden, was uns viele Lust gemacht hat", da er „so gern glaubt, es vermöge bei andern auch ein Gleiches". Recht oft ruft er sich aber, wenn die Aufzählung zu lang wird, burschikos zur Ordnung: „Es ist zuletzt ekelhaft, immer nur von schönen Gebäuden das Papier voll zu schmieren", und meint — was mancher Schriftsteller beherzigen könnte — : „Auch das Verschweigen hat seine Grazie." Und an anderer Stelle: „Der tote Buchstabe tötet zuletzt den Schreiber und den Leser." Schließlich sind ihm Paläste und Denkmäler und andere

Kunstwerke doch etwas Totes. Er aber will sich „in das lebendige und anmutige Leben stürzen".

Da haben wir den echten Arndt. Das, wovon er glaubt, daß es den Geist der Zeit, den Charakter der Nation, ihr äußeres Leben und die geographisch-klimatischen Einflüsse echt ausdrücke, wovon er endlich meint, daß es menschlich auch menschlichen Herzen gefalle — das will er schildern. Dazu gehört ihm auch die Kunst[1]. Aber der Mensch und die Gemeinschaft der Menschen, wie sie sind, und wie sie naturhistorisch so geworden sind — das sind vorzüglich die Objekte seiner Betrachtung. Nicht nur der Gegenstand ist charakteristisch für ihn, sondern auch seine Methode. Nicht mit „philosophischer Brille", nicht mit vorgefaßten Meinungen und willkürlich konstruierend tritt er an ihn heran, sondern er sieht die Menschen an als „physische Erscheinungen". „Es ließen sich", so sagt er einmal, „überall mehr Rubriken aus dem Register der Tugenden ausstreichen, wenn man mehr physisch (klimatisch) und nicht immer moralisch richten wollte." So betrachtet er alles, wie es ist, und sucht zu verstehen, zu erklären, gerecht zu urteilen. —

Den Italienern nun trat er mit besonderer Sympathie entgegen. Verschiedentlich bekämpfte er das landläufige ungünstige Urteil über sie. Mit scharfem Blick erkannte er die Verschiedenheit des Volkscharakters in den verschiedenen Landschaften. Er rühmt gern, wo er Gutes sieht. In Toskana und der Lombardei findet er z. B. „noch die meiste Rechtlichkeit, den meisten schlichten und geraden Sinn." Er betont ausdrücklich, er halte „die Italiener für das talentvollste und tapferste Volk Europas, welches selbst unter einer 300 jährigen Sklaverei des Auslands noch viel Selbständigkeit behalten hat."

In diesem Moment, dem unglücklichen Schicksal Italiens, ist ein wichtiger Grund für Arndts Sympathie zu sehen; es diente ihm zugleich zum Verständnis und zur Entschuldigung für so mancherlei Unerfreuliches, was er zu erzählen hatte. Denn Arndt war nicht blind gegen die großen Schwächen und verschweigt sie nicht. Ja, sein Urteil wurde immer ungünstiger, je länger sein Aufenthalt währte, je reicher seine Erfahrungen wurden und seine vorgefaßte theoretische Ansicht berichtigten. Nach seiner Darstellung könnte man vielleicht den Grund darin suchen, daß seine italienische Reise in Genua endete, auf das er sehr schlecht zu sprechen war. Aber Arndt neigte doch auch je länger um so mehr dazu, seine absprechenden Urteile zu verallgemeinern. Vor allem ist es das niedere Volk, das davon betroffen wurde und zwar von Anfang an. Schon in Venedig fällt Arndt die „heillose und unverschämte Menge" Bettler auf, die hier so groß ist, wie er sie nie getroffen, obwohl die österreichische Regierung — seit Campo Formio hier Herrin — schon viele beseitigt hatte[2]. Er erklärt das Betteln wie das Stehlen als etwas Gewöhnliches in Italien, als ein Kennzeichen für den Verfall. Die merkwürdigsten, z. T.

---

[1] Vgl. Arndts „Einleitung zu historischen Charakterschilderungen." (Nach 1806 gehaltenen Vorlesungen 1808 in Stockholm niedergeschrieben). 1810: „Die natürlich geborene Kunst eines Volkes ist immer der reinste Spiegel seines Lebens und Sinnes, wo das Zufällige und Fremde, was im gewöhnlichen Gewühl des Lebens ist, untersinkt oder abfließt, wie das Wasser des Stroms, worin man tausenderlei Schutt und Unrat wirft, im Fließen sich selbst reinigt und zuletzt spiegelrein den wartenden Augen den tiefsten Grund mit Blumen und Kräutern und Steinen und Muscheln zeigt."

[2] Ganz Ähnliches berichtet Seume von seinem Aufenthalt in Venedig: „Spaziergang nach Syrakus i. J. 1802 (1803) S. 84 f. 96.

recht schmutzigen „Gewerbe“ (z. B. das Entlausen!) werden von diesen Menschen ausgeübt; „denn was“, fügt Arndt hinzu, „tut der Italiener nicht ums Geld.“ Und etwas später: „Alles, alles weiß der schlaue Italiener in Geld zu verwandeln, wofür der ehrliche Teutsche und Schwede nur einen schönen Dank erwarten würde“. In Florenz findet er denselben „tagediebischen Pöbel, der auf einen kleinen Verdienst gierig lauert und zum Arbeiten keine Lust hat, der die Fremden wie ein böses Fieber so gern anfällt.“ Von Livorno an häufen sich seine Klagen über die Gierigkeit und Unverschämtheit der Gastwirte und Träger und Aufpasser; der ligurische Pöbel wird ihm so widerlich, daß er sich danach sehnt, den Staub Italiens von den Füßen zu schütteln. „Wie ist diese Klasse“, so ruft er unwillig aus, „die im Vaterlande doch auch nicht auf Rosen gebettet ist, doch ehrlich und gutherzig! Hier ist Treuherzigkeit und Freundlichkeit bei den Meisten nur scheinbar.“ Nie habe er ein Völkchen gesehen, das so voll lächelnder, kalter Tücke und schlauer Spitzbüberei stecke. Unter hundert Gesichtern findet er kaum fünf, mit denen er sich in der Einsamkeit ruhig schlafen legen möchte; „so eine schurkische Feigheit und ein lächelnder Eigennutz hat alle ihre Züge gebrandmarkt“. Und auch in den gebildeten Schichten sei der Fuchs mit seinem abgeschnittenen Schwanze noch kennbar genug. —

Wie urteilte Arndt nun über den politischen Zustand des Landes? und was erwartete er von der Zukunft? Über ganz Italien lag eine bange Gewitterschwüle; an vielen Stellen hatte sich das Unwetter schon entladen. Es war die Zeit des zweiten Koalitionskrieges. Aufregung und Gährung herrschten überall, und allgemein war die Klage über Elend und Not und die Kriegsleiden. Die Franzosen waren die Herren des Landes und benahmen sich demgemäß. Die französischen Truppen rühmt Arndt, die Offiziere wie die Soldaten. Fürchterlich aber hausten die Kommissare, Abenteurer und andere Elemente, die im Gefolge der Heere über das Land herfielen, um skrupellos ihren Nutzen zu suchen. Manche „echt französische Lächerlichkeiten“ machten Arndt und einem Osmanen, mit dem er Bologna besuchte, viel Spaß. Da wurden Abbildungen von schwimmenden Batterien und Maschinen verbreitet, mit denen England in Kürze der Todesstreich versetzt werden sollte. Öffentlich wurde bekannt gegeben: Nelson sei mit Verlust von 10 Schiffen geschlagen, und Brueys werde nächstens an den Küsten Siziliens seine siegreichen Wimpel wehen lassen. Man sieht, die Lügenberichte sind nicht erst eine Errungenschaft unserer Zeit!

Obwohl die Franzosen als Verkünder von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auftraten, war ihre Gesinnung den Italienern gegenüber durchaus nicht freundschaftlich, so daß Arndt zu der Überzeugung kam, der Franzose werde mit dem Italiener nie eine aufrichtige Brüderschaft machen können. Die französischen Soldaten schimpften überall auf die italienische Nation und noch lauter auf die feigen cisalpinischen Legionen. In Genua hörte unser Reisender einen französischen Offizier zum anderen beim Anblick der Nationalgarden sagen: „Was für Pfaue sind diese Schufte! Mit 300 unserer Leute will ich sie bis ans Ende der Welt jagen!“ Dabei erschienen Arndt diese nach französischem Muster geschulten und gekleideten Truppen noch stattlich und militärisch, während er von dem übrigen Militär Italiens einen erbärmlichen Eindruck erhalten hatte. Dem toskanischen fehle jeder soldatische Geist; er kann an ihm nur loben, daß der Stock hier nicht gelte[1]. Die

[1] Diese Äußerung und die Bemerkung: „Man sollte doch überall bedenken, daß der Stock nicht Ehre erwecken, wohl aber viele wegprügeln kann“ zeigen, wie Arndt schon

Landmiliz nennt er einen Haufen, „der einer Fallstaffschen Kompagnie noch Unehre machen würde“, und das stehende Heer der Genuesen „rupfige und lumpige Grünröcke.“ Kein Wunder, wenn die Franzosen sie wie Sklaven behandelten.

Und wie dachten die Italiener über die Franzosen, ihre Beglücker? Zuerst, als sie in ihnen wirklich noch Bringer der Freiheit sahen, hatten sie ihnen begeistert zugejubelt; und ebenso war es noch überall da, wo eine neue Republik eingerichtet und französische Art nachgeäfft wurde. Denn die alten Fürsten und Regierungen verachtete man, die Österreicher, überhaupt die Deutschen haßte man. Aber Arndt konnte doch schon die Beobachtung machen, daß vielerorts die Meinung umschlug. Man hatte zu viel von den Franzosen erhofft und sah sich nun enttäuscht. In den „Befreiern“ fing man an die Bedrücker zu erkennen; Arndt stellt diesen psychologischen Vorgang gerade so dar, wie ihn in Hinsicht auf die rheinischen Gegenden damals Goethe in „Hermann und Dorothea“ den fremden Richter schildern ließ. Man wurde verstimmt, man liebte die grande nation nicht mehr, aber man fürchtete sie. Über einen Mann aber herrschte zu Arndts Verwunderung nur eine Stimme, über Napoleon. Überall wurde er, von Freund und Feind, als ein großer Mann, als ein Freund der Menschen und Beschützer der Armen und Elenden geschildert. Italienische Patrioten, Priester, französische Emigranten — alle rühmten ihn. Alles verzieh man ihm — nur eins freilich nicht: daß er seinem Vaterlande (d. h. Italien) die Kunstwerke hatte entwenden lassen. Arndt, der ja erst später über Napoleon zu voller Klarheit gekommen ist, schien diese Stimmung zu beweisen, daß der so Gepriesene wert sein müsse, den Menschen zu gebieten.

Und die gelobte Freiheit in den neuen Republiken? Arndts Urteil lautete vernichtend. Die Insignien sehe man an allen Hüten, Stadttoren und Plätzen; „sähe man sie doch auch auf allen Gesichtern!“ Sehr bezeichnend für den italienischen Volkscharakter waren Beobachtungen, die er im Theater in Florenz machte. Die Tragödien fand er so ungenießbar, so stolzierend und hochtrabend, so ohne alle Wahrheit der Empfindung, daß sie einem reinen und unverdorbenen Gefühl durchaus Ekel erregen mußten. In den Komödien vermißte Arndt Wahrheit und Wahrscheinlichkeit und jene harmonische Auflösung der Widersprüche, die auch die Harmonie des Gemüts erzeugt. Daran knüpft er die allgemeine Bemerkung: „Der Italiener scheint überall (überhaupt) eine dauernde Empfindung, die der Schriftsteller und Schauspieler bei ihm erregen will, nicht zu lieben, und je mehr die Stücke sich der Einheit dieser Empfindung nähern, ohne darum matt zu sein oder einzuschläfern, desto weniger behagen sie ihm. Wunderbar hingegen ist es, mit welcher Leichtigkeit er von einer Empfindung zur anderen und gerade zur entgegengesetzten überspringt und wie ihm dieses recht eigentlich Vergnügen zu machen scheint“. Ganz dieselbe Erscheinung konnte Arndt im politischen Verhalten der großen Masse feststellen: die kleinen Leute zeigten sich stets unbe-

damals in diesem Punkte nicht nur aufklärerisch-human dachte, sondern auch von derselben ethischen Gesinnung geleitet wurde, die wir in der preußischen Militärreform von 1807/08 wiederfinden. Vgl. z. B. Boyens Worte: „Jede Strafe, die in einem anderen Stande entehren würde, muß im Soldatenstande doppelt schädlich sein. Öffentliche Bestrafungen erzeugen Verachtung, gegen den einzelnen sowohl als gegen den ganzen Stand.“ Ebenso andere; vgl. M. Lehmann, Scharnhorst II, 24. 99ff. Scharnhorst sagte im Hinblick auf 1806: „Kein Soldat ist so erbärmlich gepeitscht worden als der preußische, und keine Armee hat weniger geleistet. Lehmann, Stein II, 547.

ständig, sie gingen auf in der Sorge um das tägliche Brot und überließen das Übrige den Führern. „Sie schreien und weinen unverständig darauf ein, so wie jene den Ton angeben, zischen oder applaudieren mit ihnen.“

In Lucca kam Arndt gerade so recht in solchen jungen Revolutionstaumel hinein. „Man bildet dem Volke ein“, so faßte er seine Eindrücke zusammen, „es von der Tyrannei befreit zu haben, nennt jeden Lump einen Bürger und Freien, ein Glied des souveränen Volkes und was man nicht alles erfunden hat, die Ohren und Herzen zu kitzeln.“ Am Abend sitzt er in der Wirtsstube des „Roten Löwen“ in einer Gesellschaft, die sich aus französischen Offizieren und Soldaten, jungen und alten Demokraten, Nationalgardisten, Fremden und sogar einigen Bettlern zusammensetzt, die als neugemachte Cittadini sich ohne Umstände einmischten. Pathetische Vorträge werden gehalten; ein Jüngling von 17—18 Jahren liest eine Rede vor, die auf dem Markte unter dem Freiheitsbaume gehalten war, „eine Rede, nicht voll Freiheitssinn, sondern Wut, nicht mit jener Kraft und Mäßigung, welche die Gemüter beruhigt, indem sie dieselben entflammt.“ Bravogeschrei belohnt den Vortragenden, und so gehts fort. Schließlich setzt sich ein Bube von 14 Jahren mit einem Pfeifenstummel an Arndts Seite, stimmt einen Brudergesang an, und alle fallen begeistert ein. Man trinkt auf den Tod der alten Aristokratie, stößt noch einige Flüche gegen ihre Häupter aus und geht heim. Solches Gebahren mußte Arndt anekeln. „So blind“, schließt er seine Betrachtung, zugleich ein wesentliches Element seiner eigenen Anschauung scharf betonend, „greift und tappt man zuerst in die Gleichheit hinein, und die Gebildeteren müssen es schon tragen, obgleich es keine größere Ungleichheit gibt als die der Kultur, die bei allem Civismus und Patriotismus einige Scheidewände zwischen Mensch und Mensch setzt.“

Daß er in Genua keinen besseren Begriff erhielt, kann uns nach dem, was wir über den dortigen Pöbel bereits hörten, nicht wundernehmen. Das „schreckliche und gewaltige Auftreten und Einherstolzieren des souveränen Volkes“ wurde ihm um so beschwerlicher, als er nicht wirklich große Taten und edle Menschen dahinter verborgen sah. So lautet sein Urteil denn: „Es ist in allem nur zu sichtbar, daß der Geist des Volkes nicht der schöne und feste Geist der Freiheit, sondern der des Aufruhrs und der Gährung ist.“ —

Dieser Abfall von seinem Ideal der sittlichen Freiheit, das er sich vornehmlich aus dem Studium der Antike und der großen Vertreter unseres deutschen klassischen Idealismus gebildet hatte, flößte ihm tiefe Trauer ein. Überall beherrschte ihn dieses Gefühl, das sich ihm zuerst in Venedig aufgedrängt hatte, entspringend aus der Erkenntnis: einen größeren und schmerzlicheren Gedanken, als wenn ein Mensch sterbe, erwecke es, wenn ein Volk sterbe. Von größtem Interesse ist es, zu sehen, wie Arndts Betrachtungen schon damals immer wieder die Richtung auf das Volk und schließlich auch auf den Staat nahmen, wie er sich loszuringen suchte von der überkommenen rationalistisch-kosmopolitischen Gesinnung seiner Zeit. Scharf trat er sinnlosen Abstraktionen, utopistischen Illusionen entgegen. So gerne er an Veredlung der Gattung glaubte, so erhoffte er doch „nichts Vollkommenes, keinen allgemeinen Völkerbund, keine allgemeine Religion, keine allgemeine Republik.“ Solche Bestrebungen haßte er als etwas Abscheuliches, weil sie nur durch Greuel und Verwüstungen zum Ziel kommen könnten. Für jene Zeit überraschend klar sah er schon in das Wesen des Staates, wenn er ihm, seinen besonderen Rechten, Aufgaben und Zwecken auch noch nicht völlig gerecht wurde: „Der Staat das äußere physische Leben vieler Millionen oder Hunderttausende, ist auf Interesse

gegründet und wird darauf stehen. Die physische Kraft der Notwendigkeit wird hier immer den Vorrang halten, die moralische Kraft wird die äußere Welt nie überwinden; aber wohl soll sie in ihr weben und wirken, mit ihr ringen und kämpfen bis ans Ende aller Tage; aber sie kämpft nicht durch Blut und Gewalt."

Diese moralische Kraft vermißte er im italienischen Volke, und er suchte das zu erklären — wir hörten es schon — aus der langen Unterdrückung. „Der Mensch", sagt er, „verliert alles mit der Freiheit." Doch es ist nicht allein dieser Verlust der Freiheit, dem Arndt die Schuld an jenen verheerenden Wirkungen beimißt. Stark leuchtet die Erkenntnis von der Bedeutung des freien und starken Staates durch, wenn er die Frage aufwirft, ob ein Volk nicht alles verliere, wenn es aufhöre, ein Staat zu sein. Die Italiener hatten alles verloren durch die teils erzwungene, teils freiwillige Unterwerfung unter die Herrschaft der Fremden. Indem Arndt in seiner „erdhaften", realpolitischen Gesinnung sich das Wort zu eigen machte: „Un peuple n'aime que lui même" erklärte er, dieses „egoistische Gefühl" sei einem Volke notwendig zu seiner Existenz, um dann den Schluß zu ziehen: „Ein Volk wie die Italiener und Teutschen, die diese Nationalliebe nicht haben und sich nach den Farben und Stammbäumen von hundert Fürsten auf Befehl lieben und hassen und totschlagen, ein solches Volk ist zur Unterdrückung reif, und sei es das bravste und tapferste." Wie anders, wenn Italien noch einig gewesen wäre, dann hätte es eine große Rolle spielen können! Und so kam er dann, alle diese Gedanken zusammenfassend, zur Forderung des nationalen Staates: „Italiens Charakter wird sich nur bessern, wenn die Nation einmal wieder herrscht, wenn sie so glücklich ist, ein Volk zu werden, und sich der Fremden erwehren kann." Alle diese Äußerungen klingen stark an Worte an, die Wilhelm v. Humboldt im Dezember 1813 in einer Denkschrift an Stein mit Beziehung auf Deutschland schrieb[1]: „Deutschland muß frei und stark sein, nicht bloß damit es sich gegen diesen oder jenen Nachbarn oder überhaupt gegen jeden Feind verteidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen; es muß frei und stark sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung ausgesetzt würde, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig und ungestört nachzugehen..."

So hat Arndt schon früh, wenigstens ahnend, die Gedanken des Staatsmannes vorausgenommen, der in der Zeit der Freiheitskriege am schärfsten die Idee des Nationalstaates erfaßt und formuliert hat. Allerdings — Arndt spricht von Italien. Aber es schwingt doch bei seinen Betrachtungen der Gedanke an Deutschland mit. Und da finden wir ein neues Moment für die Sympathie Arndts für Italien: es ist die Schicksalsgemeinschaft beider Länder. Wir hörten schon, wie er bei seiner Klage über den Mangel an Nationalliebe Italiener und Deutsche zusammen nannte. An anderer Stelle, wo er davon spricht, daß Erniedrigung und Einfluß der Fremden sicher das bravste Volk niederträchtig machen, bricht er in den Klageruf aus: „Armes Teutschland, was soll ich Dir also bei Deiner Zerrissenheit prophezeien?" Und in seine Gedanken über die Bedeutung eines einigen Italiens spielte — er sagt es ausdrücklich — der an sein zerrissenes und verratenes Vaterland hinein. Noch war er gewiß kein deutscher Patriot wie in späterer Zeit — er ist es erst allmählich geworden, ihn verband damals mehr ein geistiges, kulturelles als politisches Interesse

---

[1] Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat 2. Aufl. S. 186. M. nennt es eines der großartigsten politischen Worte, nicht nur Humboldts, sondern dieser Zeit überhaupt.

mit Deutschland, und er scheint die nationale Einheit Italiens früher klar als notwendig geschaut zu haben als die Deutschlands — aber beachtenswert sind diese Äußerungen auch für seine Entwicklung als Deutscher. —

Wie stand es nun mit den Aussichten auf Erfüllung seiner Wünsche für Italien? Arndt glaubte zu erkennen, daß die Wünsche eines Teils wenigstens der Italiener sich in derselben Richtung bewegten: einig zu sein und am liebsten Deutsche und Franzosen aus dem Lande zu schlagen. Arndt mußte sich aber gestehen, daß daran noch nicht zu denken war. Das Volk war eben nicht eins, und was er in den neuen Staatsgebilden gesehen hatte, war nicht geeignet, seine Hoffnungen zu heben. Er war sich darüber klar, daß von ihnen das Heil nicht kommen werde, daß sie keinen Bestand haben würden. Es war ein schlimmes Dilemma, über das sich Arndt vielleicht selbst nicht ganz klar gewesen ist: der edle sittliche Geist, der große Taten gebiert, war verloren gegangen; gesunden konnte das Volk nur durch dessen Wiedergeburt. Und diese war nach Arndts Urteil wieder nur möglich, wenn das Volk einig und stark wurde, was doch, wie die Dinge lagen, nur durch große Taten, durch Vertreibung der Fremden geschehen konnte. Es kann uns nicht wunder nehmen, wenn Arndt keinen Ausweg aus diesem Zirkel wußte. Was schließlich den Vergleich mit Deutschland betrifft, so lagen die Verhältnisse in Deutschland doch anders als in Italien. Dort war der Kern des Volkes gesund geblieben — das hat Arndt zunächst nicht erkannt. Erst schwere Erfahrungen haben diesen Prozeß in ihm vollendet: durch ihn erst ist er dann ein Deutscher und ein Preuße geworden, hat er erkannt, daß von Deutschland und insbesondere von Preußen die Befreiung Europas ausgehen müsse, allein ausgehen könne. Jetzt konnte er nur den allgemeinen Satz aufstellen: „Die Fürsten müssen wieder Menschen und die Untertanen, die nichts sind, Bürger werden."

Von Wichtigkeit bleibt es aber immer, wie fest Arndt schon damals den nationalen Gedanken erfaßt hatte, wie sich ihm damit — wenn auch mehr als dunkle Ahnung denn als klare Erkenntnis — der Staatsgedanke und die Einsicht in das Wesen des Staates und die Überzeugung von seiner moralischen Auswirkung verband. —

Arndt hat das Problem der italienischen Einheit während seines langen Lebens nicht wieder aus den Augen verloren. Das letzte erstrebenswerte Ziel blieb ihm immer dasselbe; aber er mußte die jeweilige Lage berücksichtigen. Begreiflicherweise stand ihm auch diese Frage nicht im Brennpunkte seines Interesses. Der Gesichtspunkt, unter dem er in den großen politischen Schriften des Jahrzehnts nach 1802 die Völker Europas betrachtet, wird doch ein anderer, als er es auf der Reise gewesen war. Das hängt mit seiner politischen Entwicklung zusammen. Dort war er der überall gleichmäßig interessierte Wanderer gewesen, der naturhistorisch betrachtete, reflektierte und forschte, welches Volk wohl seinem Ideal am nächsten käme. Bald, und von Jahr zu Jahr mehr, ordnet sich ihm alles der einen, Geist und Herz bewegenden Frage unter: welches Volk kann zum Befreier Europas werden? Und als in ihm deutscher politischer Patriotismus und schließlich preußische Staatsgesinnung feste Wurzeln getrieben hatten, da konzentrierte sich sein Denken und Fühlen, Sorgen und Schaffen fast ganz auf den Kampf gegen Napoleon als das böse Prinzip; und zu diesem Zwecke schürte er den Haß im Volke, arbeitete er an der Wiedererweckung deutscher Art und deutschen Wesens und schaffte rastlos für neuen Glanz und neue Größe seines geliebten deutschen Vaterlandes.

Aber noch 1854 hat er in seinem Buche „Pro populo Germanico" die italienischen Verhältnisse einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Freilich, sein Urteil lautet jetzt weit pessimistischer als früher. Es war das Ergebnis der Erfahrungen aus den vorhergehenden Jahrzehnten, wenn er die „Unglücklichen" hart tadelte, daß ihnen Zucht und Ordnung und Gehorsam abhanden gekommen seien. Was dieser Vorwurf in seinem Munde bedeutet, versteht man erst, wenn man sich der Worte erinnert, die er schon 1802 in seiner Schrift „Germanien und Europa" geschrieben: „Wer im Staate am meisten frei sein will, muß den größten Gehorsam haben". Und er hatte damals hinzugefügt: in dem Staate, wie er ihn einmal hoffe, müsse der größte Gehorsam gegen das Gesetz sein. Es war die Anschauung, die er aus dem Studium des Altertums, aus dem Leben eines Sokrates, aus den Schriften Platos, aus der Idee des antiken Staatslebens gewonnen, die Anschauung, aus der heraus er die revolutionären Franzosen 1799 hatte verachten müssen, und die ihn jetzt herbste Urteile über die Italiener fällen ließ. Wie ganz anders lautete dagegen sein Urteil über das Ergebnis der Wahlen zum Frankfurter Parlament! „Es zeigte", sagt er, „im ganzen Verständigkeit, Gesetzlichkeit und Mäßigkeit bei dem Volke, aus welchem es bei dem damaligen fast allenthalben herrenlosen Stande der Dinge meistens aus seinem freiem, ungebundenen Willen hervorgegangen war."

Die ethische Gesundheit eines Volkes ist Arndt immer das Wichtigste gewesen. Und aus diesem Grundsatz seiner Anschauung verstehen wir, warum er trotz allen Enttäuschungen die deutsche Zukunft optimistisch, die italienische pessimistisch beurteilte. Und wenn sich schließlich die Einigung Italiens auch früher vollzogen hat, als Arndt es erwartete — im tiefsten Grunde hat er mit seiner Ansicht doch Recht behalten, in Italien wie — Gott seis gedankt — in Deutschland.

CHARAKTERGEWINN ODER WISSENSVERLUST ALS KRIEGSWIRKUNG FÜR DIE DEUTSCHE JUGEND

Von Gymnasialrektor Dr. E. Schott, Ulm a. D.

Mit vollem Recht trägt der alte Römergott Janus ein doppeltes Gesicht. Die unentrinnbare Zwiespältigkeit, die auch dem furchtbaren Weltkrieg der Gegenwart in allen seinen Auswirkungen zukommt, schließt die für unser Volk entscheidendste Zukunftsfrage in sich: soll uns dieser schauerliche Brand zum endgültigen Segen oder Fluch werden? Welche der beiden Schicksalswagschalen, deren eine von dem Krieg mit Gewinn und deren andere mit Schaden belastet wird, muß sich als die ausschlaggebende senken? Denn jedem, der nicht als ein geistig Blinder durch diese Drangsalszeiten schreitet, wird sich der offenkundige Widerspruch aufdrängen: auf der einen Seite stand unser Volk in den fünf Kriegsjahren so groß und bewundernswert da, wie noch an keinem anderen Höhepunkt seiner wechselvollen Geschichte. Umbrandet von einer gierigen Sturmflut von Feinden aus der halben Welt, abgeschnürt von Außenhandel und Seeverkehr, aus zahllosen Wunden tödlicher Verluste und einschneidender Entbehrungen blutend, blieb es lange aufrecht, führte an der Spitze seiner Bundesgenossen den unermeßlichen Kampf weiter und wußte sogar die Feuersbrunst vom Dach des eigenen Hauses so gut wie gänzlich fernzuhalten. Diese Riesenleistung des Volksganzen ruhte aber verankert in dem

Siegeswillen und Beharrungstrotz, der Erfindsamkeit und Opferwilligkeit des einzelnen, und so setzt sich ein solch unvergänglicher Ruhmestitel, den das Deutsche Reich aus dieser Weltentscheidung davonträgt, — einerlei wie letzten Endes die Schlachtenwürfel gefallen sind, — aus den mannigfachsten Buchungen zusammen, welche die einzelnen in die Spalten ihrer Persönlichkeitswertung einzuschreiben vermochten, gewiß eine glänzende Gesamtbilanz, ein wundervolles Ehrenkonto! Doch was verewigt das andere Blatt in demselben „Soll und Haben“? Welche bedauerlichen Triebe der Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit, welch kläglichen Hang zu Kleinmut und Miesmacherei, welch schlimme Auswüchse innerer Bekämpfung und sozialer Zerklüftung ließ die Länge und Härte dieser Kriegszeit emporsprießen! Wie schwer belastete damit der einzelne seine Schuldtafel und wie trübe befleckte dies alles den Ehrenschild unserer Nation! Und was von dieser Doppelseitigkeit alles Geschehens auf die Gesamtheit des Volkskörpers zutrifft, gilt noch in besonderem Sinn von der deutschen Jugend. In ihrer Entfaltung ruht ja die Zukunftsgestaltung unseres Reiches: geht jene aus diesem Krieg hervor als ein zur Charakterstärke heranreifendes, für Bildungstiefe empfängliches Geschlecht, dann vermag sie der Wucht der Aufgaben, die ihrer harren, gerecht zu werden, dann wird sie zur Trägerin einer neuen nationalen Größe und zu einer selbsttätigen Vermittlerin der germanischen Kulturkraft. Ward aber durch den Kriegssturm ihre Persönlichkeitsentwicklung geknickt und ihre Geisteskraft zermürbt, dann ist es auch um Deutschlands kommende Blüte geschehen; wir haben dann die Gipfelhöhe unserer Geschichte überschritten. So ruht ein gewichtiges Verhängnis in der Frage: hat die deutsche Jugend das, was ihr der Krieg gebracht hat, für ihre geistige und sittliche Entwicklung — denn um diese beiderseitige Erschließung handelt es sich — als Gewinn oder Einbuße zu verzeichnen?

Restlos läßt sich ja diese Frage nicht entscheiden, jetzt nicht, da vieles noch in vollem Fluß ist, vielleicht auch später niemals, dazu sind die in diesem Gewebe durcheinander irrenden Fäden zu zahlreich und zu verworren. Denn gerade auch in das friedliche Land jugendlicher Entfaltung, in die Harmlosigkeit seiner Gedankenkreise spülte die Kriegsbrandung Welle auf Welle von fremden Einflüssen, von zerstreuenden Eindrücken hinein. Und darin, wie die Jugend diese Eindringlinge in sich aufnahm und verarbeitete, ruhte die Entscheidung über ihren künftigen Wert oder Unwert. Schon das Leben im eigenen Heim, der Verkehr mit den Allernächsten befruchtete eine Kinderseele weit zwiespältiger und widerspruchsvoller als früher. Die jahrelange Abwesenheit von Vater oder Brüdern, die nur gelegentlich auf kurze Wochen vom Kriege heimkehrten, die schwere Sorge der Mutter, auf der die Last der ganzen Familiengemeinschaft ruhte, die Hiobsposten aus dem Felde, die vielleicht einer drückenden Ungewißheit um das Los eines Lieben ein jähes, schmerzvolles Ende bereiteten, all das wirkte auf ein empfängliches Kindergemüt entweder läuternd, sofern es darin die Verpflichtung zu erhöhter Hingabe erblickte, oder vergiftend ein, wenn es daraus allzu frühzeitig ein tieferes Bewußtsein von der Unvollkommenheit der Welt, von der unbilligen Zuteilung der Geschicke, von der ungerechten Verkürzung der Armen zu lesen begann. Der schwere Kampf ums tägliche Brot mit all den Jämmerlichkeiten, die ihm ankleben, weckte in dem einen Kinde die schönen Triebe der Selbstbeherrschung, Entsagung und Sparsamkeit, die Bereitwilligkeit, durch Mithelfen der Mutter das Gewicht der Sorge zu erleichtern, die Freudigkeit, das wenige noch Vorhandene mit den Geschwistern teilen zu dürfen; in dem anderen erwachte dagegen die Gier des Heiß-

hungers, die Leidenschaft des Erraffens, die rohe Gewalt der Selbstsucht, der Neid auf andere, die besser daran sind, die Gefühllosigkeit gegen solche, die noch weniger haben. Aus der hohen Wertschätzung, welche die Kriegsteuerung auf die Landwirtschaft mit all ihren Erträgnissen häufte, schöpfte das eine Kind im Dorf die Erkenntnis vom heiligen Erdsegen und griff mit doppeltem Eifer zu bei der Ernte; dem anderen entsproßte daraus Haß und Hochmut gegen die vom Landmann abhängigen Städter; es regten sich in ihm die bösen Schwingungen des Geizes und der Wucherpreistreiberei. Das eine Stadtkind sog aus der Schwierigkeit der Lebensmittelbeschaffung die aufrichtige Achtung vor dem schweren Tagewerk des Landmannes, es spann in seinem Geist lichte Fäden zwischen Stadtluft und Feldarbeit, in seinem Herzen erglühte das wahre Verständnis von dem Dank gegen den himmlischen Spender der Gaben von Acker und Wiese. Das andere suchte auf selbst unternommenen Hamsterfahrten möglichst viel und möglichst billig zu erlisten, und zog dadurch schon vor der Zeit alle die häßlichen Unkrautskeime groß, die sich an solch unlauterem Tun emporranken. Und wie viele besondere Wechselbeziehungen zwischen Familienleben und Kinderempfinden, wie sie der Krieg wachruft, ließen sich neben diesen alltäglichen Auslösungen noch feststellen! In allen aber schlummert der verhängnisvolle Dualismus, der sich entweder zum Guten oder zum Schlimmen kehren läßt. Was hierbei als letzte Endziffer sich ergeben wird, wer vermöchte dies zu erraten? Nur soviel ist sicher: bei den meisten dieser Auswirkungen hängt im tiefsten Grunde die Entscheidung ab vom Vorbild der Alten. Mochte der Bestand der Familie sich durch den Krieg noch so einschneidend lockern, mochte die ruhige Stetigkeit des Hauslebens durch die Unrast der Kriegsdrangsale noch so sehr leiden, der befruchtende Hauch des elterlichen Beispiels übte nach wie vor seinen maßgebenden Einfluß aus auf das Tun und Denken der Kinder. Vermochten die Erwachsenen alle diese Kriegshemmungen und -kümmernisse umzubiegen im Sinn der eigenen Selbstzucht und Charakterstärkung, dann wurden solche leidvollen Verhältnisse auch für die Kinderwelt, die in ihnen atmete, zum Segen und Ansporn; versagten aber die einen darin kläglich, dann versanken auch unabänderlich die andern. So erweist sich der Krieg auch in diesen von ihm selbst erzeugten Lebensbeziehungen als der unvergleichliche Menschheitserzieher, der alt und jung unerbittlich in seinen Bann zwingt.

Aber auch in das andere Lebensgebiet, in dem sich unsere Kinder Jahr um Jahr aus und ein bewegen, hat sich der Krieg mit scharfer Rücksichtslosigkeit den Einzug ertrotzt, in die Welt der deutschen Schule. Im allgemeinen pflegen die Außenstehenden nur dunkel zu ahnen, wie verhängnisvoll das Kriegsgeschehen, wenn auch nicht immer in vollem Strombett, so doch unablässig in tausend feinen Rinnsalen seine Wasser hereinspülte in das regelmäßige Werktagstreiben der friedlichen Unterrichtsarbeit, ebenso wie in den geistigen Rahmen des wohlumhegten Unterrichtsstoffes. Vereinigte sich doch gerade auf diesem Felde die Gesamtheit aller dieser von außen eindringenden Triebkräfte zu solcher Wucht, daß man vollauf berechtigt ist, je nach der Einschätzung des Enderfolgs von einer emporziehenden oder einer verheerenden Wirkung des Krieges auf unser deutsches Bildungswesen zu reden. Wie barg schon die nüchterne Tatsache der Notwendigkeit, wegen des Fehlens der Lehrkräfte so und so viele Einzelschulen oder wenigstens Einzelklassen für kürzer oder länger zu schließen, andere zu gemeinsamem Unterricht zusammenzulegen, oder der beklagenswerte Zwang, wochenlange Kohlenferien einzuschieben, eine unberechenbare Einbuße an Bildungswerten jeder Art für Zehntausende

deutscher Knaben und Mädchen in Stadt und Land durch alle Gaue des Reiches hindurch in sich! Mögen oberflächliche Beurteiler dies als eine neue belanglose Nebenerscheinung des ungeheueren Erlebens ausdeuten — die Andauer dieser Lernverkürzung durch mehr als vier Jahre ist unbestreitbar ein nationales Unglück. Denn sie bereitet unserer Jugend ein Bildungsminus von einem Ausmaß, das sich durch keine Macht der Welt wieder völlig ausgleichen läßt. Dazu tritt, daß auch die Arbeit, die nun tatsächlich dennoch von Lehrern und Schülern geleistet wurde, ebenfalls an allen Enden und Ecken mit dem Krieg und seinen Auswüchsen verklammert war. Die starke Abnützung der Unterrichtenden durch die jahrelange Überlastung, die noch drückender wurde durch die Schwere häuslicher Sorgen, die Zerflatterung der Aufmerksamkeit bei den Lernenden, die sich unschwer aus der beständigen Erwartung oder dem unvermuteten Eintreten großer Ereignisse erklärt, die Schwierigkeit der Beschaffung von Unterrichtsmitteln an Büchern, Heften, Chemikalien u. a. — all das hemmte ein ruhiges Vorwärtsschreiten unsagbar, ja es vereitelte in vielen Fällen die Erzielung bestimmter Lernerfolge gänzlich. Und daran reiht sich die bunte Musterkarte der besonderen Kriegsbeschäftigungen, welche die Not der Zeit der Schule aufnötigte. Die Werbearbeit der Schüler für Kriegsanleihen, ihre vielgestaltige Mitwirkung bei Sammlungen jeder Art, von Brennesseln und Laubheu bis zu Altpapier und Gummiabfällen, die wochenlange Beurlaubung von Jungmannen zu Landwirtschaftsbeistand, der Hilfsdienst der Jugend auf Post und Eisenbahn, bei Gärtnern und in Lazaretten, welchen Aufwand an kostbarer Lernzeit, welche Fülle erregbarer Gedankenkraft nahmen alle diese Ablenkungen mit Ungestüm für sich in Anspruch! Ja, ließe sich der Verlust, der sich für die deutsche Jugend aus all diesen Einwirkungen an Lernzeit und Unterrichtszugänglichkeit, an Kenntniserwerbung und Bildungsfortschritt ergibt, in Ziffern ausdrücken, wahrlich eine Endzahl von erschreckender Vielstelligkeit würde zum Vorschein kommen.

Freilich, auf der anderen Seite erweisen sich gerade jene Kriegsbetätigungen von unschätzbarem Segen, weniger für die unterrichtliche Bereicherung, als für die erzieherische Förderung des nachwachsenden Geschlechtes. Gibt es doch kaum ein Mittel, durch das sich die enge Verflechtung des Tuns der Schule mit den Bedürfnissen des Lebens anschaulicher erläutern ließe, aus der die bunte Vielgestaltigkeit des öffentlichen Handels und Wandels unseren Jungen und Mädchen einleuchtender erschlossen werden könnte. Welche Menge von Beobachtungen und Kenntnissen aus allen Gebieten des Stadtbetriebes, wie des Naturlebens, senkte sich dabei, wie von selbst, in Geist und Gedächtnis der Jugend ein! Und was vielleicht den einen dadurch abging an Bienenfleiß im Lernen, an Gewissenhaftigkeit in geistiger Arbeit, das entfaltete sich in anderen dafür tausendfach durch Erwachen des Gemeinsinns, durch Interesse am öffentlichen Leben, durch lebendiges Mitgefühl für die Kriegsnöte des Vaterlandes, durch Feuereifer in tätiger Mithilfe, durch Treue im Sammeln, durch Erkenntnis des Wertes von bisher anscheinend Wertlosem, alles in allem durch Erstarkung der Persönlichkeit und Festigung des Charakters, der sich läuterte in der Glut der Volksnot. Einen eigenartigen Reiz gewährt es ferner, die Umgestaltung der Einschätzung festzustellen, dem sich die einzelnen Unterrichtszweige infolge der Kriegserfahrungen unterziehen mußten; kann doch durch solcherlei Schwankungen unverkennbar der Gang der gesamten deutschen Bildungspolitik und dadurch wieder die Kenntnisübermittlung an die deutsche Jugend wesentlich beeinflußt werden. Unabsehbar ist die Fülle der gerade

auf diesem Felde emporschießenden Änderungsvorschläge. Besonders lebhafte Zustimmung erfuhren diejenigen, welche für die höheren Schulen eine noch weitergehende Verdichtung des nationalen Lehrstoffes, d. h. namentlich eine noch ausgiebigere Behandlung des deutschen Schrifttums und der deutschen Geschichte. wünschen, während die Sprachen unserer Feinde, zunächst hauptsächlich das Französische, eher in den Hintergrund der unterrichtlichen Behandlung gedrängt werden sollen. Durch die Unermeßlichkeit der Kriegsschauplätze hat die Erdkunde. durch die Riesenhaftigkeit der Kriegszahlen die Mathematik, durch die Entdeckung neuer Kriegsstoffe und die technische Erschließung neuer Kriegsmittel die Naturwissenschaft eine erhöhte Bildungsbedeutung gewonnen. Staatsbürgerliche Erziehung und körperliche Ertüchtigung werden von vielen geradezu für Grundsäulen der künftigen Pädagogik erklärt. Keineswegs die schlechteste bildungstheoretische Folgerung ziehen aus dem unermeßlichen Gegenwartserleben auch diejenigen. welche aus ihm das Verlangen nach Vertiefung des religiösen Empfindens und des philosophischen Betrachtens und für einen nicht zu knappen Bruchteil der Gebildeten unseres Volkes ein unbedingtes Festhalten an den Ewigkeitswerten der Antike als einem Born des Wahren und Schönen ableiten.

Also auch hier ein Geben und ein Nehmen, ein Plus und ein Minus, das der Krieg unserer Jugenderziehung und Volksbildung bot, auch hier zunächst die Unmöglichkeit, ein Saldo festzustellen und ein Fazit zu ziehen.

Am wuchtigsten jedoch traf der Krieg die hochschulpflichtige Jugend. Die Verödung der akademischen Hörsäle, die Stille namentlich unserer kleineren Universitätsplätze — das waren erschütternde Belege für die Keulenschläge, mit denen seine Faust unser Bildungswesen heimsuchte. Für neun Zehntel aller derjenigen deutschen Jünglinge, die von Rechts wegen eine Anwartschaft auf Deutschlands hohe Schulen hatten, strich seine Macht mit barscher Hand aus dem Lebensgang die goldenen Jahre der studentischen Freiheit und der akademischen Geistesbefruchtung zunächst völlig weg. Was diese Ausschaltung dem einzelnen entzog an geistigen Gütern und wissenschaftlichen Schätzen, an Vorbereitungsmöglichkeit für den erwählten Friedensberuf, was sie ihm raubte an idealen Eindrücken eines frohen Jugendgenusses und einer edlen Freundschaftspflege, was sie ihm vorenthielt durch die Unmöglichkeit, jene den Charakter reifende und den Blick weitende Luft einzuatmen, die vielleicht die kostbarste Gabe ist, die das Hochschulleben einem entzündbaren Jugendherzen zu bieten vermag, — dies läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken, ja kaum in Worten andeuten. Und da die militärische Zwangslage mit nicht geringerer Rücksichtslosigkeit Jahrgang um Jahrgang zu den Waffen rief, gleichgültig dafür, wie weit ein jeder auf Gymnasium oder Oberrealschule in seiner Unterrichtslaufbahn vorgeschritten war, so mußten zu all der eben gekennzeichneten Einbuße noch Tausende von Kriegsprimanern und -sekundanern mit dem übeln Ersatz der „Notreife" ihre Schuljahre beendigen und damit für immer Verzicht leisten auch auf diejenigen Bruchteile humanistischer oder realistischer Bildung, welchen die Lehrpläne in wohlbedachter Zuspitzung als die Krönung dieses ganzen Geistesangebindes für die Abschlußzeiten der letzten Klassen aufzusparen pflegen. Und kam dann endlich der Friede zustande, dann waren unter den ungezählten Tausenden, die überhaupt nicht wiederkehrten, nur allzuviele der Hoffnungsvollsten und Bestbegabten, in denen das Vaterland für die Zukunft seine Führer des Geistes, seine Leuchten der Kunst und Wissenschaft, seine Leitsterne des öffentlichen Lebens hätte erblicken dürfen. Diejenigen aber,

die sich nun auf unseren Hochschulen versammeln, häufig dem Alter nach viel zu spät, in Gesundheit und Nervenkraft geschwächt, angestrengter Gedankenarbeit vielleicht seit lange entwöhnt, müssen in fliegender Hast und darum notwendigerweise mit unbefriedigender Oberflächlichkeit ihre Studienjahre durcheilen und sich für ihren Friedensberuf möglichst rasch die notwendigsten Kenntnisgrundlagen aneignen, um bald die klaffenden Lücken im Dienst von Staat und Gemeinde auszufüllen. Diese trüben Aussichten bergen aber — das muß in voller Schärfe festgestellt werden — nicht weniger für unser Volk in sich, als ein notwendiges Sinken unserer gesamten Bildungshöhe, eine unvermeidliche Herabminderung der Wissensgründlichkeit und Verwendungszuverlässigkeit unseres Beamtentums auf Jahrzehnte hinaus.

Freilich, Studentinnen bevölkerten an Stelle der Studenten immer zahlreicher unsere Hochschulen; ihr Anschwellen ist ein kulturgeschichtlich wie bildungspolitisch gleich bedeutsames Glied in der Kette der Gesamtmobilmachung der deutschen Frau, die der Krieg geschmiedet hat. Wie die Lazarettschwestern in Etappe und Heimat, wie die Bauernfrauen bei Saat und Ernte, wie die Arbeiterinnen in der Munitionsfabrik, wie die weiblichen Hilfsdienstkräfte bei Post und Eisenbahn in ungewohntem Tagewerk ihr Bestes taten, so sind auch die deutschen Studentinnen, die sich zu den Füßen unserer Hochschulprofessoren scharten, sicherlich nicht die schlechtesten Trägerinnen deutscher Bildungsbeflissenheit und Forschungsbereitschaft. Auch ihnen, wie all den anderen Vertreterinnen weiblicher Kriegsarbeit, mußte das Bewußtsein, nunmehr in ihrem Wert anerkannt und in ihrer Leistungsfähigkeit gewürdigt zu sein, die Brust schwellen und den Lerneifer anspornen. So hat der Krieg auch ihnen den unschätzbaren Gewinn beschert, daß sie ihre Begabungsrichtung zu erkennen und ihre Kraft zu nützen sich entschlossen und daß sie das als bitteren Ernst und als hohes Zukunftsgut betrachten lernten, was manchen von ihnen früher vielleicht nur als angenehmer Zeitvertreib oder als schöngeistige Anregung erschienen war. Denn sie alle säten auf die Zukunft, und in ihr eifriges Gegenwartsstreben wirft leider schon jetzt der verhängnisvolle Kampf seine trüben Schatten hinein, der wohl in kurzem zwischen Mann und Weib entstehen muß. Wenn die heimkehrenden Söhne jetzt mit vollem Recht die Plätze, welche sie mit dem Schwert in der Faust durch Jahre hindurch gegen eine Mauer von Feinden geschützt haben, wieder für sich beanspruchen, und — nicht minder begreiflich, — Deutschlands Töchter von diesen Stellen nur ungern scheiden, die sie inzwischen sich errangen vielleicht auf Grund eines kostspieligen Bildungsganges und erwiesener Verwendungsbrauchbarkeit, dann steigt auch auf diesem Hintergrund das gewaltige Fragezeichen des Krieges empor: geistiger Gewinn oder Schaden, sittliche Läuterung oder Befleckung, sozialer Aufstieg oder Niedergang?

Und doch sind alle diese Erscheinungen, so einschneidend sie sich auch für unser Volksleben erweisen mögen, nur als mittelbare Einwirkungen zu betrachten, gemessen an der unwiderstehlichen Stärke, mit der das unmittelbare Kriegserleben auf die Herzen und Sinne der Teilnehmer eindrang. Von keinem seiner Lehrmeister hat ein deutscher Jüngling jemals so unvergeßliche Unterrichtsstunden empfangen, wie von dem Gott der Schlachten, der im Gebrüll des Trommelfeuers oder in der Eintönigkeit des Schützengrabens die Seelen seiner Schüler knetet, daß sie zu Männern heranreifen; keine Schule vermochte je den Geist ihrer Zöglinge in Stadt und Land mit so wechselvollen und inhaltsreichen Bildern des Entsetzens und der Erhebung zu erfüllen, als der Kriegsdienst im Weltkampf ein Jahr um

das andere, fast in allen Zonen Europas. Gewiß „ein furchtbar wütend Schrecknis" ist der Krieg zunächst für diejenigen, die ihn durchkämpfen müssen. Mit der Verrohung der Charaktere, die er bei Unzähligen hervorruft, der Abstumpfung des Mitgefühls und der Verwilderung der Lebensgewohnheiten, die er unabweislich für die meisten in seinem Gefolge führt, vernichtete er ein gut Teil des Adels unserer deutschen Volksseele, indem er in Tausenden deutscher junger Männer den Idealismus fürs Leben auf immer in Scherben schlug. Für die anderen dagegen — und deren mögen nicht wenige sein — ward seine Schwungkraft zum hinreißenden Erziehungsmittel: die Drangsal des Vaterlandes, die Gefahr des Augenblicks, die Riesenhaftigkeit des Geschehens schnellte ihre Seele empor, beschwingte ihren Mut und entfachte ihre Geistesgegenwart; die Not der andern erschloß Mitleid und Hilfsbereitschaft und aus der Kameradschaft des Nebeneinandergehens kittete sich die Lebensfreundschaft des Zusammenkämpfens. Für diese wurde der Krieg zum herrlichen Bildner echter Charakterfestigkeit und wahrer Männlichkeit, und die, die so aus dem ungeheuren Schicksal heimkehren, fügen dem wundgeschlagenen Körper unseres Volkstums neue Kristalle an von gesunder Haltbarkeit. Und wenn der Geist der einen durch die Endlosigkeit der Strapazen und die Entbehrungen geistiger Anregungen im Einerlei des Soldatendienstes allmählich heruntorglitt zur Oberflächlichkeit, ja zur stumpfen Gleichgültigkeit, so schöpfte der andere aus all dem Neuen und Fremden, das ihn umflutete in Flandern oder Italien, am Wasgenwald oder in der Krim, aus all den Kunstgriffen und Erfindungen, die Menschenlist und -witz gegenseitig aufbot, für sein Wissen eine so unermeßliche Bereicherung, daß dadurch all das reichlich ausgeglichen wurde, was er etwa an Bildungsgelegenheit durch seine Feldzugsjahre versäumte. Ja, diese doppelseitige Auswirkung konnte sich unter unseren Feldgrauen beim einfachen Bauernburschen so gut geltend machen wie beim verwöhnten Stadtkind. Die Ausnahmslosigkeit, mit welcher der Krieg die Menschen zu behandeln liebt, birgt ein starkes Bruchteil der ausgleichenden Kraft in sich, die ihm eigen ist.

Wenn also die Frage gestellt ist: Charaktergewinn oder Wissensverlust?, so könnte sie mit gleichem Rechte lauten: Veredlung des Herzens oder Schädigung des Geistes? Und was hier nur in Umrissen für die Schicksalsgestaltung der deutschen Jugend angedeutet werden konnte, gilt ebenso für die Fläche des Gesamtkulturlebens unseres ganzen Volkes. Der Doppelsinn der Kriegswirkungen flutet gleich einem unentrinnbaren Strome über unser Vaterland und sein Weben und Walten dahin. Wie der einzelne aus dieser entsetzlichen Sturmwelle hervorgehen wird, ob geläuterten oder zermürbten Herzens, ob bereichert an Wissenserfahrung oder verarmt an Geisteswerten, das hängt letzten Endes ab von der Stärke seiner eigenen Widerstandskraft oder Anpassungsfähigkeit. Aus diesen Einzelergebnissen bildet sich schließlich dann die Endsumme der Entscheidung für das Ganze. Ob für die Zukunft unseres Reiches und für die Keimkraft unseres deutschen Volkes dieser Riesenbrand zum Segen oder zum Fluch ausschlagen soll, das wird sich mit voller Sicherheit vielleicht nicht einmal in Jahrzehnten erweisen. Immerhin, wenn bis dahin im Schatten des Friedens alle die Edelblüten neben allen den Giftpflanzen aufgesprießt sind, die der Krieg gleichermaßen in unseren Fruchtboden senkte, wenn auf dem Weltmarkt der Nationen das große staatliche und soziale, kulturelle und wirtschaftliche Saldo aus diesen Schreckensjahren gezogen ist, dann wird auch für die Frage, welcher die obigen Zeilen gelten sollten, die Weltgeschichte zum Weltgericht.

LITERATUR-BERICHTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

XI. Jahrg. Berlin, im Februar 1919 Nr. 1

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55

BORRIES, ARTHUR VON, Staatsminister a. D., Dr. theol. h. c.: **Evangelisches Christentum und Wissenschaft.** Leipzig, Alfred Kröner 1919.

Wie die Landräte in Hannover als Mitglieder der Kirchenkommissionen von Amts wegen mit den kirchlichen Angelegenheiten zu tun haben, darüber kann man sich durch das gediegene Werk von Ernst Martens „Die Hannoversche Kirchenkommission, ihre Geschichte und ihr Recht" gründlich unterrichten. A. v. Borries stand also schon in einem nahen Verhältnis zur evangelischen Kirche, als er 1886—1893 Landrat in Einbeck war. Als er dann von hier nach Altenburg gekommen war, wo er erst als Staatsrat, dann als Minister wirkte, wurde das nicht anders, und seine Teilnahme an kirchlichen Dingen muß wohl stark und erfolgreich gewesen sein, da die Universität Jena ihn zum Ehrendoktor der Theologie ernannte. Mit dieser Würde haben es aber gewiß wenige Träger so ernst genommen wie v. Borries. Das beweist sein umfang- und inhaltreiches Werk „Evangelisches Christentum und Wissenschaft".

In der Einleitung bespricht er die kirchenfeindlichen Mächte der Gegenwart: Materialismus, Sozialdemokratie, Übermenschentum, Mystizismus und Monismus. Er findet, daß das evangelische Kirchentum all dem gegenüber unverzagt sein könnte, wenn es innerlich einig wäre und zeigt, wie wenig das in irgendeiner Beziehung der Fall sei. Aber auch sonst wird der religiöse Zustand der Gegenwart als wenig befriedigend hingestellt. Im ersten Hauptteil ist dann die Rede von der religiösen Veranlagung des Menschen, von Entstehung der Religion, Offenbarung und Verkündigung, sowie von der geschichtlichen Entwicklung der Religionen. Wohl die meisten auch gebildeten Nichttheologen werden in diesen Kapiteln eine Fülle wertvoller Belehrung empfangen und kaum minder in den folgenden: die heilige Schrift, Entstehung, Zusammensetzung, Würdigung. Im zweiten Hauptabschnitt des ersten Teiles wird dann die Geschichte und Entwicklung des evangelischen Glaubens, im dritten sein Inhalt behandelt, während im letzten Folgerungen und Forderungen für die Zukunft besprochen werden. Der zweite Hauptteil behandelt Wissen und Wissenschaft, der dritte die Sittenlehre.

Interessant ist die Ablehnung Schleiermachers. Eine wunderliche Mischung von philosophischem Pantheismus, positivem Christentum und pietistischer Innerlichkeit findet v. Borries in dessen Glaubenslehre zu einem System verarbeitet (S. 103). Von bleibendem Wert findet er indes bei Schleiermacher die starke Hervorhebung, daß die Religion ihren Sitz im Gefühl habe. „Als wichtigste, aber auch schwierigste Aufgabe

des theologischen Nachdenkens sieht es v. Borries an, die Linie zu finden, welche die Ansprüche sowohl der kirchlichen Gemeinschaft nach Ausprägung eines bestimmten Glaubensinhalts als auch die ihrer Angehörigen nach freier Entfaltung ihres religiösen Innenlebens so gegeneinander abgrenzt, daß beide Teile ihre Befriedigung dabei finden können.“ Die erziehliche Bedeutung des Dogmas für die Kindheit des Christentums erkennt v. Borries durchaus an; nachgerade seien wir aber der Schulstube des Dogmas entwachsen, und unzweifelhaft lasse sich gegenüber den Fortschritten der Erkenntnis ein Teil dessen, was von altersher unter die Grundwahrheiten des Christentums gerechnet werde, nicht mehr aufrecht erhalten. Ein ernster Zweifler kann ein wertvolleres Mitglied der christlichen Gemeinschaft sein als ein oberflächlicher Rechtgläubiger. Es wird bedauert, daß im Abendmahlstreit 1529 die strenglutherische Richtung obgesiegt hat. Selbst dem Apostel Paulus wird keine Unfehlbarkeit zugestanden, und seine Prädestinationslehre wird verworfen wie nicht minder seine Lehre von der Erbsünde. Hier erscheint also der Verfasser stark freisinnig; gleichwohl ist er der Meinung (S. 163), die organisierte religiöse Gemeinschaft könne sich der Aufgabe nicht entziehen, das Mindestmaß dessen festzustellen, was sie von ihren Mitgliedern und vor allem von den Trägern ihres Lehramts verlangen müsse. Aber zu diesem Mindestmaß gehört nicht das sog. apostolische Glaubensbekenntnis, gegen das die Bedenken auch bei Christlichgesinnten sich immer mehr steigern. A. v. Borries formuliert das Mindestmaß so (S. 174): „Wir glauben an den lebendigen Gott, den allmächtigen Schöpfer der Welt, und an seine väterliche Liebe zu den Menschen. Wir sind gewiß, im Evangelium Jesu volle Gottesoffenbarung zu besitzen. Wir glauben an eine Vergebung unsrer Sünden und hoffen auf ein ewiges Leben. Wir wollen leben nach dem Willen Gottes und dem Vorbilde Jesu, Gott und Menschen herzlich lieben, von den Sünden lassen, unsere Schuld reuevoll Gott bekennen und um seine Gnade bitten.“

In den Abschnitten, die vom Verhältnis des Glaubens zur Wissenschaft handeln, werden natürlich vor allem philosophische Fragen erörtert und ebenso im Abschnitt Sittenlehre. Nun ist der Mensch ein verqueres Wesen; es gibt viel Törichte und wenig Weise, und der Fortschritt der Gesamtheit zeigt seltsame Umwege. Über die Astrologie ist die Menschheit zur Astronomie gekommen, über die Alchemie zur Chemie; über den Weltkrieg kommt sie — hoffentlich! — zum Friedens- und Völkerbund. Sollte sie in ähnlicher Weise über die Religion zur Sittlichkeit kommen? Sollte man die Proportion aufstellen können: Die Religion verhält sich zur Philosophie wie die Astrologie zur Astronomie? Die um Häckel würden damit wohl einverstanden sein; v. Borries gewiß nicht, und es ist ja unleugbar: Astrologie und Alchemie sind abgetan, die Religion keineswegs. Man denke an den Sturm der Entrüstung, den Adolf Hoffmanns Verfügungen jüngst ausgelöst haben! Astronomie und Chemie sind freie und im wesentlichen unanfechtbare Wissenschaften geworden; kann man das gleiche von der Philosophie sagen? Nach des Verfassers Meinung schwerlich. Auch die Kantische Ethik befriedigt ihn nicht. Er ist der Meinung, daß keine Weltanschauung, die mit beiden Füßen auf dem Boden des Diesseits steht, eine befriedigende Sittenlehre auszubilden oder zu begründen vermag, so eifrig man sich gerade heutzutage darum bemüht (S. 243). Und er fragt: Was wäre die Ethik ohne den bestimmenden Einfluß des Christentums?

Hat sich die Theologie oft zu Unrecht gegen die Ergebnisse der Wissenschaft gesperrt, so hat andererseits nach v. Borries Meinung die Wissenschaft der religiösen Veranlagung des Menschen, die doch den stärksten Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit gehabt hat, zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Würde das anders, so wäre es zum Heil der Wissenschaft, der Religion und also der Menschheit. Gewiß ist das Buch des unterrichteten, klugen und durchaus unabhängigen Mannes geeignet, bei Männern der Kirche wie bei Laien in diesem Sinne zu wirken. Dr. O. A. Ellissen

Lebenserziehung. Von FRIEDRICH ZIMMER. Berlin-Zehlendorf: Mathilde-Zimmer-Haus (1918). 67 S. 8⁰. Aus: Volksgesundung durch Erziehung. 1918.

Im Dienste der Lebenserziehung. Denkschrift zum 10jährigen Bestehen der Mathilde-Zimmer-Stiftung von deren Begründer und Kurator [d. i. FRIEDRICH ZIMMER]. Als Hdschr. gedruckt. (Gräfenhainchen) 1918: (C. Schulze & Co.). 112 S. 8⁰.

Der frühere Professor der Theologie in Königsberg i. Pr., der erst verhältnismäßig spät in sich seinen eigentlichen Beruf, Erzieher zu sein, entdeckte, hat einen eigenartigen Weg eingeschlagen, seine pädagogischen Ideale zu verwirklichen. Seine Ziele liegen zweifellos in der Richtung Pestalozzi—Fröbel—Langermann, seine Wege zeigen aber vielfach Etappen, die nicht immer gleich um die richtigen Straßen angelegt waren, und darum entweder wieder verschwanden oder aber in andere Hände gelegt werden mußten. Gehalten haben sich seine Töchterheime, die heute mehr als viertehalbtausend junger Mädchen durch „Lebenserziehung" auf ihren Beruf als Mütter, Hausfrauen und Repräsentantinnen der Familie vorbereitet haben. Seine pädagogischen Grundsätze hat Zimmer in der ersten der beiden Schriften, die nicht käuflich sind und die ich darum besonders gern bespreche, niedergelegt. Sie sind auf sehr gesunder psychologischer Grundlage aufgebaut und entwickelt, diese darauf regelmäßig als Motive für die von Zimmer selbst angewandten pädagogischen Maßnahmen verwendet. Die kleine Schrift, in der der Verf. sich als reifer pädagogischer Denker erweist, kann sehr empfohlen werden. Die „Lebenserziehung" ist in dem zweiten oben angeführten Werke wiederholt, das dann außerdem „Persönliche Erfahrungen und Bestrebungen", sowie einen Bericht über die Mathilde-Zimmer-Stiftung enthält. Man wird beide Schriften von Herrn Professor Zimmer in Zehlendorf gegen eine kleine Gabe an die Stiftung recht wohl erhalten können. Interessenten — namentlich Erziehern junger Mädchen — werden sie sehr nützlich sein, weil sie eigenartig sind, zum Denken anreizen und zur Nachfolge auffordern. Wolfstieg

I. F. LEHMANN, **Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden.** Unter Mitwirkung von Bezirksamtsassessor K. A. Fischer, Privat-Dozent Dr. B. Gossner, Geheimer Rat M. v. Gruber, Dr. E. Keup. Mit 2 Karten und 90 bildlichen Darstellungen. 76.—125. Tausend. München, I. F. Lehmanns Verlag. 1917. 8⁰. 48 S. Preis M 1.—. Bei Bezug von 100 Stück 80 Pf., von 300 Stück 70 Pf., von 500 Stück 60 Pf., von 1000 Stück 50 Pf.[1]

Das beachtenswerte, dem Andenken des Sohnes des Herausgebers, der auf dem Felde der Ehre gefallen ist, gewidmete Büchlein enthält nach einem kurzen charakteristischen Vorwort der Reihe nach die Artikel „Scheidemannscher Frieden oder Deutscher Frieden" mit einer Karte der fünf Wirtschaftsgebiete „Finanzen", „Deutschlands Nahrungsbedarf", Siedlungsmöglichkeiten", „Weltwirtschaft", „Handelsflotten der kriegführenden Mächte", „Schiffahrt", „Kohle", „Eisenerz", „Erdöl", „Das Bevölkerungsverhältnis zwischen Rußland und Deutschland" und ein Schlußwort des Herausgebers. Die bedeutendsten Abhandlungen sind die zweite, vierte und fünfte. Gefordert wird in dem Buche mit Recht, daß die Ostsee kein russisch-englisches Meer

---

[1] Ein von der Zeit überholtes Dokument. D. Red.

weder (S. 11), daß die ganze flandrische Küste von uns in Besitz zu nehmen sei, also Belgien und Französisch-Flandern mit Dünkirchen, Boulogne und Calais, um unsere Bedeutung zur See gegen England aufrecht zu erhalten (S. 12), daß der Feind alle unsere Lasten zu tragen habe (S. 28), daß wir die eroberten französischen Erzgebiete behalten und England gezwungen werde, uns etwa die Hälfte seiner Handelsflotte und einen Teil seiner Kriegsflotte abzutreten (S. 41 und 47). Natürlich müssen wir auch nicht nur Kurland und Litauen mit Wilna, Grodno und Minsk, sondern, wenn irgend möglich, noch dazu Livland und Estland dem Deutschen Reiche einverleiben (S. 11 und 31) und Englands Alleinherrschaft zur See zerstören, es namentlich aus dem Mittelmeer vertreiben (S. 13), weil sonst in einem wirklich unabhängigen Europa kein Frieden werden kann (S. 14).

Bei einem Scheidemannschen Frieden dagegen würde es weder Sieger noch Besiegte geben, auch jeder kriegführende Staat das Land behalten, was er vor dem Kriege hatte, und seine eigenen Lasten tragen; dies aber wäre gleichbedeutend mit Deutschlands Zusammenbruch (S. 7). Karl Loeschhorn-Hettstedt

Das königliche Priestertum der Gläubigen und seine Forderung an die evangelische Kirche unserer Zeit. Augustenburg, den 24. Mai 1918. Von MARTIN RADE. Tübingen: Mohr 1918. 48 S. 8°. M 1.80. (Samml. gemeinverständl. Vorträge u. Schriften auf dem Gebiete d. Theologie u. Religionsgeschichte.)

Rade will nach dem Kriege, wenn die Sonne des Friedens uns wieder lächelt, im Vertrauen auf die bewiesene Kraft und Selbstbeherrschung des Volkes und dem Zuge der Zeit folgend, die Pastorenkirche in eine Gemeindekirche umwandeln und bespricht zu diesem Zwecke die Lage (nach Harnacks Schilderung S. 14), das Ziel und den Weg bei Gelegenheit von Taufe, Trauung, Begräbnis, Predigt, Seelsorge und Herrenmahl. Bei allem könnten Laien recht wohl mitwirken, ohne daß die christliche Ordnung und die Organisation der Kirche gestört würde. Wünschenswert wäre solche Mitarbeit; denn Rades Wort: ich habe als Gemeindemitglied noch niemals auch nur das geringste davon zu spüren bekommen, daß ich einer „Gemeinde" angehöre, unterschreiben wir wohl alle. Wolfstieg

Die Vernunft in der Geschichte. Von KARL JOËL. München: Bruckmann 1916. 35 S. 8°. M 0.75. (Weltkultur u. Weltpolitik, hrsg. von Ernst Jäckh und vom Institut für Kulturforschung in Wien. Deutsche Folge 9.)

Sehr geistvolle Arbeit. Verf. will beweisen, daß Vernunft und Geschichte sich trotz ihrer Gegensätzlichkeit gegenseitig durchdringen, daß die Geschichte blind ist ohne die Vernunft, aber auch die Vernunft leer ohne die Geschichte. Freiheit und Ordnung sind die Ausflüsse von Geschichte und Vernunft, die sich vermischen und im Ideal, der tiefsten Durchdringung von Individualität und Universalität und dem innigsten Ausgleich von Besonderheit und Allgemeinheit, von Einheit und Ewigkeit ihre höchste Vergeistigung finden. In dieser Richtung bewegt sich dann der Fortschritt in der Geschichte, der nur ein Fortschritt in der Organisierung sein kann. Und das ist die Hoffnung dieses furchtbaren Weltkrieges, daß diese Organisation tiefer und besser wird; wie der Verf. sie sich denkt, bildet den letzten Teil seiner fruchtbaren Arbeit. Diese kann nachdrücklichst empfohlen werden. Wolfstieg

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Ehrenvorsitzender

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz

Vorsitzender:

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt,

Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Kgl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Wolfstieg, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. **Appeldoorn**, Emden. Dr. **Ferdinand Avenarius**, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. **Diedrich Bischoff**, Leipzig. Oberlehrer und Dozent Dr. **Buchenau**, Charlottenburg. Geheimrat Prof. Dr. **R. Eucken**, Jena. Stadtbibliothekar Prof. Dr. **Fritz**, Charlottenburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Dziobek**, Charlottenburg. Direktor Dr. **E. Goebel**, Mannheim i. d. Pfalz. Professor **G. Hamdorff**, Görlitz. Frl. **Maria Keller**, Charlottenburg. Dr. **Arthur Liebert**, Berlin. Professor Dr. **Nebe**, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. **Reber**, Erlangen. Stadtschulrat Dr. **Reimann**, Berlin. Staatsrat, Ministerialdirektor a. D. Dr. **E. v. Sallwürk**, Karlsruhe. Generalleutnant z. D. **von Schubert**, M. d. Abg.-H., Berlin. Verlagsbuchhändler **Alfred Unger**, Berlin. Schulrat **Waeber**, Berlin-Schmargendorf. Professor Dr. **W. Wetekamp**, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg.

Stellvertretende Mitglieder:

Geh. Baurat **Brettmann**, Berlin-Frohnau. **Eugen Diederichs**, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. **Gustav Diercks**, Berlin-Steglitz. Dr. **Jan van Delden**, Gronau i. W. Professor Dr. **Eickhoff**, Remscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. **Erlenmeyer**, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. **Hanisch**, Charlottenburg. Prof. Dr. **Rudolf Kayser**, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. **Kekule von Stradonitz**, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. **Kühne**, Charlottenburg. Chefredakteur **von Kupffer**, Berlin. Direktor Dr. **Loeschhorn**, Hettstedt a. H. Professor Dr. **Möller**, Berlin-Karlshorst. Dr. **Mosapp**, Schulrat, Stuttgart. D. Dr. **Josef Müller**, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. **Otto Neumann**, Elberfeld. Prediger **Pfundheller**, Berlin. **Anton Sandhagen**, Frankfurt a. M. Dr. **Ernst Schultze**, Hamburg. Professor Dr. **Seedorf**, Bremen. Bürgerschul-Direktor **Slamenik**, Prerau (Mähren). Professor Dr. **Szymank**, Posen. Dr. **Fr. Zollinger**, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Kultur und Geistesleben.
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.
Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die **Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die **Monatshefte der C. G. für Volkserziehung** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.

Büxenbuchdruckerei Denter & Nicolas, Berlin Mitte